Betreuung rund um die Uhr: Eine Ehefrau pflegt ihren demenzkranken Mann zu Hause

Foto: Gianni Occipinti/laif

eben auch finanziell», sagt sie. Und Antonis Purnelis vom Selbsthilfezentrum Zürcher Oberland, das unter anderem Angehörige von Demenzkranken betreut, sagt: «Ich begegne immer wieder Angehörigen, die mit einem Burn-out zusammenbrechen, ihre Nächsten dann notfallmässig in ein Heim geben müssen und selber für Monate in die Kur gehen.» Manchmal verkauften sie ihr eigenes Haus, um die Betreuung eines Angehörigen zu finanzieren.

Die Betreuung ist für die Betroffenen nicht nur teuer – sie ist auch völlig ungeregelt. Während Heime für die Pflege der Betagten jede Minute genau belegen müssen, um von den Kassen bezahlt zu werden, sind sie bei den Tarifen für die Betreuung in vielen Kantonen frei. Für Demente und auch für psychisch Kranke sind die Preise wegen des hohen Betreuungsaufwands besonders hoch.

Ein weiterer Faktor: Bei der Pflege müssen Heime von den Kantonen vorgegebene Personalschlüssel zur Anzahl der Angestellten und deren Qualifikation einhalten. Für das Betreuungspersonal gibt es solche Vorgaben nicht.

Diese Intransparenz ist stossend, weil es um das Geld der Betroffenen geht. Aber auch, weil es Heime gibt, die mit der Betreuung von dementen oder aber psychisch kranken Menschen Gewinne machen. Von den fünf Topverdienern auf der Liste aller Heime in der Schweiz waren 2016 vier Einrichtungen, die sich auf Patienten mit Demenz oder psychisch Kranke spezialisieren. Das zeigen die Somed-Daten vom Bundesamt für Gesundheit (BAG). Es sind Heime von privaten Investoren oder Stiftungen.

Auf Platz eins liegt die Sonnhalde in Grüningen im Kanton Zürich. Das Heim gehört zur Di-Gallo-Gruppe, einem Unternehmen, das mehr als ein Dutzend Alters- und Pflegeheime führt. Laut den Zahlen des BAG machte die Sonnhalde im Jahr 2016 einen Gewinn von 3,8 Millionen Franken, im Jahr zuvor waren es über 6 Millionen.

Die Betreuung kostet in diesem Heim je nach Demenzgrad oder psychischer Einschränkung zwischen 65 bis weit über 100 Franken pro Tag, das billigste Zimmer 135 Franken. Das macht für Menschen mit schwerer Demenz jährliche Kosten von weit über 100 000 Franken, für die sie selber aufkommen müssen oder aber – über Ergänzungsleistungen – der Staat.

Laut Heimleiter Daniel Bänziger sind die Somed-Zahlen nicht aussagekräftig, die Sonnhalde habe in den Jahren 2015 und 2016 jeweils nur eine Million Franken Gewinn gemacht. Wesentliche Erfolgsfaktoren seien die Synergien, welche die verschiedenen Di-Gallo-Heime untereinander nutzten, sowie eine hohe Auslastung.

Harsche Kritik an Bundesrat und Gesundheitsdepartement

Nur die Politik könnte den Angehörigen von Demenzkranken die Angst vor den horrenden Kosten nehmen. Doch in Bern bewegt sich wenig. Marcel Durst, Geschäftsführer vom Verband Association Spitex privée Suisse, kritisiert den Bundesrat und das Bundesamt für Gesundheit harsch. Das Grundproblem seien nicht die Krankenkassen, sondern die Untätigkeit der Regierung: «Es gibt zwar eine nationale Demenzstrategie, welche die Situation für demente Menschen verbessern sollte, doch darin ist die Finanzierung überhaupt nicht geregelt.» Das sei inakzeptabel, sagt er. Der Bundesrat hat soeben eine generelle Erhöhung der Kostenbeteiligung der Krankenkassen für die Versorgung alter Menschen abgelehnt. Der Heimverband Curaviva will es trotzdem mit einem neuen Vorschlag versuchen: «Wir sind weiterhin der Meinung, dass die Beiträge der Krankenversicherer erhöht werden müssen», sagt Direktor Daniel Höchli. Doch sie «sollten zielgerichtet sein, nämlich ganz konkret die Betreuung von dementen Menschen finanzieren, die bisher nicht als krankenkassenpflichtige Leistung abgedeckt ist». Dem Schweizerischen Seniorenrat (SSR) schwebt stattdessen die Einführung dreier Betreuungsstufen vor – analog zur Hilflosenentschädigung. «Mit dieser Lösung würde verhindert, dass die Krankenkassen zusätzlich belastet würden», sagt Lukas Bäumle, der beim SSR die Arbeitsgruppe Gesundheit präsidiert. «Übernehmen müsste diese Kosten der Bund.»

Auch wenn die Betreuung ihrer Schwiegermutter Rosa Meier viel Energie kostet: Es wäre alles nicht so schlimm, wären da nicht die vielen Vorwürfe, die Beschimpfungen und Schuldzuweisungen. «Den Blumen zu viel Wasser gegeben, die Strickarbeit verlegt, das Portemonnaie verloren: Ich bin für alles der Sündenbock. Das ist schwierig zu ertragen», sagt sie. Auch Fritz Huber spürt von seiner Frau wenig Dankbarkeit. An seinem Geburtstag allerdings schrieb sie ihm eine Karte. Das habe ihn gerührt: «Wir sind immer noch ein Paar. Trotz allem.»

Recherche-Hinweise an: recherchedesk@tamedia.ch

Die fünf Heime mit den grössten Gewinnen schweizweit

Institution	2016
Pflegeheim Sonnhalde, ZH (für psychisch Kranke und Demente)	3,8 Millionen
Viva Eichhof, Luzern	3,2 Millionen
Lebensart Bärau A, BE (für psychisch Kranke und Demente)	2,6 Millionen
Pflegezentrum Bauma, ZH (u. a. für psychisch Kranke und Demente)	2,4 Millionen
Pflegezentrum Clienia Bergheim, ZH (für psychisch Kranke und Demente)	1,9 Millionen

Quelle: Somed-Daten des Bundesamtes für Gesundheit

«Die Dementen haben keine Lobby»

Zürichs Ex-Stadträtin Monika Stocker über eine Krankheit, die Angst macht

Viele Angehörige von an Demenz erkrankten Menschen betreuen ihre Liebsten bis zur Erschöpfung. Warum holen sie nicht vorher Hilfe?
Sie haben Angst. Vor allem vor den Kosten für eine Betreuung im Heim. Doch auch die vielfältigen ambulanten Entlastungsdienste kosten. Also betreuen sie ihre demenzkranken Familienmitglieder lieber zu Hause – umso mehr, als es die Gesellschaft von ihnen erwartet. Insbesondere auf den Frauen liegt ein riesiger Druck. Dazu kommt ihr Pflichtgefühl.

Die Krankenkassen und auch die Gemeinden bezahlen die Pflege von Betagten, aber nicht die Betreuung. Die müssen die Betroffenen selber bezahlen. Was halten Sie davon?
2011 hat das Parlament bei der Revision des Krankenversicherungsgesetzes Pflege und Betreuung auseinandergenommen. Ein folgenreicher Fehler. Es gibt keine professionelle Pflege ohne Betreuungsanteil, und es gibt ebenso wenig eine qualitativ hochstehende Betreuung ohne zumindest kleinere pflegerische Dienstleistungen. Diese beiden Dinge sind untrennbar miteinander verknüpft.

Im heutigen Finanzierungssystem wird nicht berücksichtigt, dass demente Menschen kaum Pflege, aber sehr viel Betreuung brauchen. Wie konnte das übersehen werden?
Schuld ist unser gewinnorientiertes Denken. Demente Menschen rentieren nicht, also interessiert sich die Politik nicht für sie. Die Dementen haben, im Gegensatz etwa zu den Bauern oder zur Armee, keine Lobby in Bern. Sie gingen schlicht vergessen. Zum Teil stand auch Absicht dahinter. Je enger man den Pflegebegriff fasst, desto billiger wird es.

Kann es auch daran liegen, dass die Krankheit zum Teil schwer zu fassen ist?
Sicher ist die Krankheit schwieriger zu versichern als beispielsweise ein kaputtes Hüftgelenk. Demenz ist ein Zustand, eine Lebenssituation. Ein neues Hüftgelenk kostet, sagen wir, 30 000 Franken, dazu werden ein paar Physiotherapiestunden gezahlt – und fertig. Bei den Demenzkranken kann es sein, dass es ihnen heute etwas besser geht als gestern. Ihre Situation ist vergleichbar mit der von psychisch Kranken. Demenz ist vielen von uns fremd. Die Krankheit macht Angst.

Heute können Heime selber bestimmen, welcher Bewohner welche Betreuungstaxe bezahlen muss. Es gibt keine definierten Kriterien. Das ist Wildwuchs – zum Nachteil der Dementen.
Vor allem aber ist es Willkür. Das ist der Spielraum, den die Heime haben, weil das Gesetz entsprechend ausgestaltet ist. Man kann ihnen dies nicht zum Vorwurf machen. Es handelt sich um einen Denkfehler im System, den wir dringend revidieren müssen.

«Ein Denkfehler im System, den wir dringend revidieren müssen»

Es gibt immer mehr Demenzkranke, gleichzeitig haben Angehörige wegen steigenden Drucks bei der Arbeit weniger Zeit für sie. Wo führt das hin?
Die Söhne von heute arbeiten in Singapur, die Töchter in Amerika, die Vorstellung, dass sie es als selbstverständlich erachten, ihre dementen Eltern zu betreuen, entspricht nicht mehr der Realität. Wir werden vernetzte Systeme in den Gemeinden brauchen, in denen sich Spitexverbände, Freiwillige und – sofern sie da sind – Angehörige gemeinsam um die Betreuung kümmern. Diese muss organisiert und abgesichert sein. Denkbar wären zum Beispiel halb stationäre Einrichtungen, für die es allerdings eine Anschubfinanzierung analog zum Krippenwesen bräuchte.

Die Politik liefert zurzeit keine Lösungen. Was muss geschehen, damit es vorwärtsgeht?
Von der Politik erhoffe ich mir wenig. Also ist es die Zivilgesellschaft, die die Demenzkranken in die öffentliche Wahrnehmung bringen muss, mittels Petitionen, Initiativen, Demos oder konkreter Projekte in den Gemeinden. Ich bin sicher, dass sich etwas verändern muss und wird. Auch weil der Staat eine Fürsorgepflicht für seine dementen Mitbürger hat.

Interview: Simone Rau

Monika Stocker ist Präsidentin der Unabhängigen Beschwerdestelle für das Alter